

mare

Inkeri Markkula
WO DAS EIS NIEMALS SCHMILZT
Roman
OT: *Maa joka ei koskaan sula*
Aus dem Finnischen
von Stefan Moster

ca. 320 Seiten,
gebunden mit Schutzumschlag
und Lesebändchen
€ 25,- [D] / € 25,70 [A]

ISBN 978-3-86648-742-0
Erscheint am 9. September 2025



© Jonne Räsänen

INKERI MARKKULA hat in Lappland, Island und auf Spitzbergen gewohnt. Die Autorin und Umweltwissenschaftlerin forscht an der Universität von Lappland zu den kulturellen und ökologischen Folgen des Klimawandels in (sub-)arktischen Gebieten, insbesondere für indigene Gemeinschaften. Ihr Debütroman *Two People per Minute* erschien 2016 und wurde für den *Helsingin Sanomat*-Literaturpreis in der Kategorie »Bester Debütroman« nominiert.

STEFAN MOSTER lebt als Autor und Übersetzer aus dem Finnischen in Berlin und im finnischen Porvoo. 2022 wurde er mit dem Helmut-M.-Braem-Übersetzerpreis für seine übersetzerische Gesamtleistung geehrt, besonders für die Übertragung von Volter Kilpis *Im Saal von Alastalo* (mare 2021), die zudem mit dem Jane-Scatcherd-Preis ausgezeichnet wurde. 2025 erhielt er für seine Übertragung finnischer Literatur ins Deutsche den Johann-Heinrich-Voß-Preis für Übersetzung.

»In diesem Roman hat sogar der Gletscher eine eigene Persönlichkeit.«

Turun Sanomat

»*Wo das Eis niemals schmilzt* ist einer der faszinierendsten Romane eines starken Literaturjahres.«

Parnasso Magazine

»Inkeri Markkulas Sprache ist wunderschön und betörend. Mühelos wechselt sie die Zeitebenen und beleuchtet so die Beziehungen und Hintergründe ihrer Figuren. Ihr Buch erzählt auf eine faszinierende, sehr menschliche Weise vom Aufwachsen mit geschiedenen Eltern, der Natur des Nordens, Heimatlosigkeit und vielen weiteren großen Themen.«

kirjavinkit.fi

»Die Erzählweise des Romans ist fesselnd, schnörkellos und unprätentiös. ... *Wo das Eis niemals schmilzt* ist ein wunderbarer, zum Nachdenken anregender und emotionaler Roman, der die Kraft und Stärke des Erzählers beweist: die Fähigkeit, sich einzufühlen und ein wenig mehr Verständnis für andere Menschen und ihr Leben zu entwickeln.«

tuijata.com

Inkeri Markkula

WO DAS EIS
NIEMALS
SCHMILZT

Roman

Aus dem
Finnischen
von
Stefan Moster

UNKORRIGIERTE
LESEPROBE

mare

UNNI

2003

Der Gletscher erhebt sich wie der Rücken eines weißen Bären. Ein Pfad schlängelt sich den Moränenhang hinauf und endet am Rand des Eises. Ich befestige die Steigeisen am Gürtel und betaste den Gletscher. Der Schnee, der in der Nacht gefallen ist, haftet am Eis, man könnte gut darauf gehen. Eine Weile bleibe ich auf der Stelle stehen und lasse die Kälte über mich hinwegströmen, sie steigt von den Füßen her auf und läuft in Schaudern am Rückgrat entlang nach oben. Das Klima der Gletscher kann man fast nicht beschreiben, es ist eine sture, von der übrigen Welt losgelöste Kälte, die man erst versteht, wenn man selbst mittendrin ist.

Aus der Ferne betrachtet sieht der Gletscher blütenweiß aus, aber wenn man ihn erklettert, bemerkt man die Kohle und den Ruß auf seiner Oberfläche, all das Schwarze und Schmutzige, und die Illusion wird gebrochen. Außer Kohle und Ruß lagern sich Regenwasser und unterkühltes Wasser, Schneeregen, Hagel und Schnee ab. Der Gletscher kennt sie alle, er formt sich aus ihnen eine neue Schicht. Auch ich kenne diese Schichten gut, denn ich habe sie durchbohrt, habe in ihnen die Menge an Kohlendioxid, den Deuterium- und Methangehalt gemessen. Ich weiß, dass die Schichten allerlei Geräusche machen. Sie heulen, knurren und knallen. Aber jetzt gerade ist der Gletscher still und lässt mich über seine Oberfläche gehen. Er ist seit Hunderttausenden Jahren hier, und manchmal habe ich das Gefühl, dass er sich über meinen Bohrer und meine Steigeisen amüsiert. Denn so kalt

und regungslos er auch ist, so macht es doch den Eindruck, als wäre er lebendig.

Der Gletscher heißt Penny und ist der südlichste der größten Gletscher Kanadas. Penny enthält sechstausend Quadratkilometer Eis, das im Sommer zu schnell schmilzt und in den milden Wintern nicht mehr nachwächst. Ich habe beschlossen, die Wege des Schmelzwassers zu untersuchen, denn im letzten Frühjahr habe ich im Gletscherinneren das Rieseln von Bächen gehört.

Isaac zeigt mir auf der Karte, wo sich Gletschermühlen befinden. Er ist mein Guide auf dem Gletscher, ich kenne ihn seit letztem Jahr. Gestern hat er mich am Flughafen abgeholt. Von dort fuhren wir direkt zu seinem Büro, trafen die nötigen Vorbereitungen, schliefen ein paar Stunden.

Ich nehme den Kompass aus der Tasche und lege ihn auf die Karte. Der rote Pfeil zittert unruhig von links nach rechts.

»Den brauchst du nicht. Hier funktionieren keine Kompassse. Der geografische Nordpol ist zu nahe«, sagt Isaac.

Hätte ich eigentlich wissen müssen, denke ich und stecke den Kompass wieder ein.

Wir gehen ein Stück nach Norden und hören von Weitem schon eine Gletschermühle. Sie gibt inmitten der weißen Leere ein leises Heulen von sich. Ich halte kurz an, um ihrem Gesang zu lauschen, dann befestige ich das Seil an meinem Klettergurt und gebe Isaac das andere Ende. Vorsichtig rutsche ich zum Rand der Gletschermühle und blicke in ihren spiralförmigen Rachen. Es fließt kein Wasser darin, nicht jetzt. Ich stelle die sieben gelben Plastikenten, deren Unterseite ich mit dem Datum, Isaacs Kontaktdaten und der Aussicht auf eine Belohnung beschriftet habe, auf den Rand.

Dann lasse ich die erste Ente in die Gletschermühle fallen. Sie rotiert kurz in der blauen Spirale und ist verschwunden.

Das Eis in der Mühle ist so blau, dass es die Farben von Himmel und Meer neu zu definieren scheint.

Eis der gleichen Farbe gibt es in der großen Wand am Westrand des Penny, wo ich Jon zum ersten Mal begegnet bin.

Das ist jetzt ein Jahr und vierzig Tage her. Auch damals forschten wir am Penny. Ich war vor den anderen vom Gletscher herabgestiegen, denn ich ertrug das Gerede der Studierenden nicht mehr, die die Eigenschaften ihrer Outdoor-Kleidung, die Flugpreise und die Höhe der Gipfel, die sie schon bestiegen hatten, miteinander verglichen. Ich konnte nicht verstehen, warum sie über unbedeutende Dinge redeten und dem Wichtigsten auswichen: den Bewegungen des Eises, dem Anteil von Isotopen, den Strömungen des Schmelzwassers und den Eigenschaften der Kristalle.

Ich stand gerade vor der Eiswand und überlegte mir einen neuen Namen für ihre Farbe, als ich ihn bemerkte, den jungen Mann mit der Kapuze und dem Fernglas.

Ich versuchte zu erraten, worauf er blickte. Vogelstimmen waren keine zu hören, und auf der weißen Decke des Fjords war auch kein Gelbstich von einem Eisbären zu erkennen. Wir waren zu zweit am Rand des Gletschers.

Er stand neben dem Pfad, die Stiefel tief im Schnee, und hielt das Fernglas mit bloßen Händen. Als ich an ihm vorbeiging, setzte er es ab und sah mich an. Ich nickte und ging weiter, kehrte aber nach wenigen Metern zurück.

»Dir ist bestimmt kalt«, sagte ich und reichte ihm meine Fäustlinge.

Er nahm sie, zog sie an und rieb die Handflächen aneinander.

»Danke«, sagte er.

»Besser so?«, fragte ich.

»Besser so. Aber was ist mir dir?«

How about you, sagte er, er sprach Englisch mit skandinavischem Akzent. Er hatte ein prächtiges Gesicht, hohe Wangenknochen und sehr dunkle Augen.

»Ich trage drei übereinander«, antwortete ich.

»Bist du eine von diesen Gletscherforschern?«, wollte er wissen.

Ich nickte.

»Jon«, sagte er und streckte die Hand aus.

Ich ergriff sie, spürte durch meine gestrickten Wollfäustlinge die langen Finger und die Erhebungen der Knöchel.

»Unni.«

»Danke für die Fäustlinge, Unni.«

»Keine Ursache. Was hast du gesehen?«

»Nichts«, antwortete Jon und schaute mich an, kniff in der Helligkeit des Gletschers die Augen zusammen.

»Woher kommst du?«, fragte er.

»Aus Helsinki.«

»Warum hierher? Gibt es in Europa keine Gletscher, die man erforschen kann?«

»Doch, aber nicht solche. Es ist nicht so, dass man alle Gletscher kennt, wenn man einen gesehen hat. Jeder Gletscher benimmt sich auf seine Weise.«

»Du redest von ihnen, als wären sie lebendige Wesen.«

»Sie verhalten sich wie lebendige Wesen.«

»Ja, das tun sie wohl«, stimmte Jon zu. »Zwischen den blauen Wänden dort verläuft ein Weg, den die Jäger hier benutzen. Aber wenn man ihn geht, muss man total leise sein, denn die Gletscher mögen keinen Lärm. Und wenn das Eis böse wird, kann es einen Menschen zermalmen.«

»Ach ja?«, hauchte ich, und in genau diesem Moment stiegen die anderen auf den Pfad herab, auf dem wir standen. Ich

schloss mich der Gruppe an, und als ich mich noch einmal umdrehte, hatte Jon bereits wieder das Fernglas vor den Augen und schenkte mir keine Beachtung mehr.

Ich lasse noch sechs Enten in die Mühle fallen, immer eine auf einmal. Dann ziehe ich die Fäustlinge aus und fahre mit den Fingern übers Eis. Je niedriger die Temperatur und je höher der Druck, umso schöneres Eis entsteht. Aber wenn das Eis schmilzt und wieder gefriert, wachsen die Eiskristalle, und ihre Struktur verändert sich. Die Zacken verlieren ihre Schärfe, die Farbe wird dunkler, und die Kristalle saugen immer mehr Wärme auf.

Das Gleiche geschieht mit dem Schnee. Der frisch vom Himmel gefallene Schneekristall ist schön, dekorativ, detailliert. Der von der Sonne erwärmte Kristall hingegen ist wie ein aus Ton geformter Stern, den schwitzende Handflächen platt geklopft haben.

Ist Schmelzen identisch mit Kaputtgehen?, frage ich mich.
Oder ist es nur eine Metamorphose?

Ich nehme das Heft aus dem Rucksack und vergewissere mich, ob ich alle Informationen aufgeschrieben habe. Die übrig gebliebenen Enten setze ich in eine kleine Dose, dann schließe ich den Rucksack, stehe auf und gebe Isaac das Zeichen, dass wir weitergehen können.

Isaac und ich steigen erst vom Gletscher ab, als der Abend schon weit fortgeschritten ist. Jenseits der Bucht glänzt noch immer die Sonne am Himmel, vor uns liegt die schneefleckte Tundra, die sich weiter weg in ein von gelben Strahlen durchstochenes Meer verwandelt.

Am Horizont schimmern scharfkantige Berge. Ich frage mich, wie weit entfernt sie sein mögen. An Orten, an denen

es keine Bäume und keine Gebäude gibt, kann man Entfernungen schwer einschätzen. Selbst wenn ich einen ganzen Tag durch die Tundra auf die Berge zuginge, würde es so aussehen, als blieben sie auf der Stelle, nah und fern zugleich. Ich bezeichne diese Entfernungsverzerrung als Trugbild des weiten Landes. Mir fiel es schon vor langer Zeit auf. Als Kind hatte ich die Angewohnheit, morgens aufs Fjäll zu gehen und auf den Fluss hinabzuschauen, in dem das Wasser in hohem Tempo floss und die Sandinseln mit der Strömung ihre Form änderten. Der Fluss war immer nah, unabhängig davon, wie weit ich aufs Fjäll hinaufstieg, in meiner Welt war er überall zu sehen und zu hören.

Isaac geht still neben mir her. Er trägt einen dunkelblauen Thermo-Overall und ein Gewehr auf dem Rücken. Ich frage mich, ob die Waffe geladen ist. Vermutlich tragen die Guides geladene Waffen, ich selbst lade die Waffe erst, wenn ich einen Eisbären am Horizont oder Spuren im Schnee entdecke.

Wir gehen ein kurzes Stück an einer blauen Eiswand entlang. Die Motorschlitten warten an einem schmalen Pass auf uns. Wie eckige Tiere kauern sie sich am Rand des Gletschers zusammen.

Wir laden unsere Sachen auf, Isaac achtet darauf, dass das Gewehr ganz oben liegt. Beim dritten Versuch springt der Motor an, und ich folge Isaac in die nach Zweitaktöl und schmelzendem Eis riechende weiße Unendlichkeit.

Die Hütte hockt still am östlichen Rand des Penny, von ihren Wänden blättert die Farbe ab. Drinnen ist es kalt, viel kälter als draußen. Neben dem Kaminofen liegt gespaltenes Holz, dünne Stämme von Arktis-Weiden. Ich schichte einige davon im Ofen auf und zünde sie an, und bald strecken sich die Flammen nach den winterkalten Wänden. Isaac setzt Kaffeewasser auf und packt Brot und Fisch aus.

»Wusstest du, dass sich in den vulkanischen Zonen im Inneren von Gletschern Seen bilden können?«, frage ich ihn.

Er kommt nicht zum Antworten, denn die fröhliche Melodie meines Handys erfüllt den Raum. Das Handy funktioniert hier tatsächlich, wundere ich mich, am Rand der Welt, wo man sich noch nicht einmal auf den Kompass verlassen kann.

»Unni.«

»Matias hier, hallo.«

Ich hatte ganz vergessen, dass Mittwoch ist. Mein Vater ruft immer mittwochs an, auch wenn ich weit weg bin. Nur seinetwegen habe ich mir in Iqualuit eine kanadische SIM-Karte gekauft.

»Hallo.«

»Wie läuft es bei dir?«

»Ganz gut. Wir sind wieder am Penny.«

Mein Vater hustet. Ich weiß, dass er dabei die Hand aufs Telefon hält, um das Geräusch zu dämpfen. Es dröhnt in meinen Ohren. Ich lehne mich an den warmen Kaminofen und stelle mir meinen Vater am Esstisch vor.

Er trinkt Kaffee aus einer roten Tasse, deren Innenseite kleine Risse hat. Vor dem Fenster ragt das Fjäll auf, getrübt vom Schmutz der verschmierten Eisblumen, zwischen den Scheiben der Doppelfenster liegt Watte, über den Fußboden in der Wohnküche erstreckt sich der gestreifte Teppich und im Holzherd brennt ein Feuer. Am Rand des Grundstücks recken Fjällbirken ihre knotigen Gliedmaßen, auf der anderen Seite der Straße fließt der Fluss in seinem Bett, auf dem Fjäll ist die Erde stellenweise noch weiß.

»Was rauscht da so?«, fragt mein Vater.

»Das Feuer. Wir sind gerade erst in der Hütte angekommen.«

»Aha, so so.« Ich höre, wie er einen Schluck Kaffee aus seiner Tasse nimmt.

»Liegst noch Schnee?«, will er wissen.

»Ja, vor allem auf dem Gletscher. Wie geht es dir?«

»Ich war heute morgen bei den Seen.«

»Fischen?«

»Ja.«

»Bist du schon bei den Wehren gewesen?«

»Noch nicht. Wann kommst du zurück? Wann kommst du mich besuchen?«

»Ich weiß es nicht. Ende des Sommers wahrscheinlich.«

»Ja. Ist ja nicht so lang bis dahin.«

»Eben. Hör mal, ich habe heute die Enten, von denen ich dir erzählt habe, in die Gletschermühlen fallen lassen.«

Mein Vater lacht.

»Du hast wirklich Einfälle.«

»Man muss alles versuchen.«

Ich öffne die Ofenklappe und lege Holz nach. Das dünne arktische Weidenholz brennt schnell.

»Hast du übrigens meinen Brief bekommen? Ist er noch angekommen, bevor du aus Helsinki weg bist?«

»Ach ja, genau, den habe ich bekommen, danke.« Ich umklammere das Handy mit der rechten Hand, die linke habe ich zur Faust geballt und fahre mit dem Daumen auf den Fingergelenken hin und her.

»Na, dann tschüs, Unni.«

»Tschüs.«

Das Gespräch bricht ab, mein Vater beendet seine Anrufe immer abrupt. Ich stecke das Handy ein und denke an meinen Vater. Vielleicht geht er jetzt nach draußen, bleibt auf der Treppe stehen und steckt sich eine Zigarette an, schaut zum Fluss, bemerkt einen neuen Zugvogel, der zu früh dran ist.

Vielleicht heizt er die Sauna und bemerkt, während er Holz im Saunaofen aufschichtet, die Plastikenten auf der Fensterbank, die ich vor langer Zeit in der Badewanne schwimmen ließ, und dann lächelt er.

»Du verlässt dich also darauf, dass jemand deine Enten in der Baffin Bay findet und sie dir zurückschickt«, stellte er fest, als ich ihm von meiner Idee erzählte.

»Darauf verlasse ich mich wohl. Ich kann natürlich nicht wissen, was passiert. Aber man muss alles versuchen. Wenn auch nur eine der Enten die Bucht erreicht, wissen wir sofort mehr darüber, wie sich das Wasser in den Gletschern verhält«, antwortete ich.

»Und du hast tatsächlich vor, wieder dorthin an den Rand der Welt zu fahren, um Enten in Gletscherspalten fallen zu lassen«, sagte er.

»Das sind Gletschermühlen, Papa. Und das hältst du für den Rand der Welt?«

Er lachte.

Von Jon sagte ich nichts. Kein Wort darüber, dass ich noch mehr Gründe hatte, zur Baffininsel zurückzukehren, als die Erforschung der Strömungen im Penny.

»Weshalb bist du Gletscherforscherin geworden?«, fragte mich Jon neun Tage nachdem wir uns kennengelernt hatten, als wir in Richtung Auyuittuq gingen, dem »Land, das niemals schmilzt«. Wir gingen nirgendwo hin, wir gingen einfach nur, denn wir hatten viele Tage drinnen verbracht, geschützt vor dem Sturm, und brauchten frische Luft. Ich nahm Jons Hand und dachte an die Eisbärenjungen, die unter dem Schnee die Augen öffnen, und an ihre Mütter, in deren Bauch der Hunger brennt.

»Ich will etwas erforschen, das vergeht«, antwortete ich.

»Warum?«

»Weil so wenig Zeit ist. Wir müssen alle Informationen festhalten, die in den Gletschern stecken. Stell dir vor, alles was an Schnee und Regen auf den Gletscher fällt, wird zusammengepresst und von seinen Schichten aufgenommen, wird ein Teil von ihm. Und jede Schicht speichert die Informationen, welches Klima in diesem Moment geherrscht hat, welche Partikel in der Atmosphäre herumgeflogen sind, wie die Vegetation gewesen ist. Indem wir diese Schichten erforschen, können wir die Welt bis zu 400 000 Jahre rückwärts lesen.«

»400 000 Jahre!«, staunte Jon.

Ich spürte einen Freuden hüpfen in meiner Brust. Ich hatte Jon beeindruckt.

»Aber eines Tages wird es ihn nicht mehr geben«, fuhr ich fort. »Der Penny wird jeden Sommer dünner, und das geht immer schneller. Eines Tages, in einem kurzen Moment, wird das, was vom Gletscher übrig ist, ins Meer rauschen, und hunderttausende Jahre Geschichte zerfallen in Moleküle. Wenn man sich das überlegt, kommt einem alles andere ziemlich bedeutungslos vor.«

Ich strecke mich nach der Wärme des Feuers und frage mich, warum ich damals von Bedeutungslosigkeit sprach, obwohl mir alles, was ich erlebte, zu Herzen ging. Warum sagte ich es ausgerechnet zu Jon, mit dem ich Tage verbracht hatte, die voller Bedeutung gewesen waren, jeder Satz, jeder Blick, jedes Nicken mit dem Kopf, jedes geteilte Gefühl und jede Berührung, all das hatte mehr Bedeutung gehabt als je etwas zuvor.

Es sticht in den kalten Händen, ich halte sie zu dicht ans Feuer. Ich merke, dass Isaac mich anschaut. Sein Blick ist ruhig, nicht sonderlich neugierig, eher feststellend. Er wen-

det den Blick nicht ab, obwohl er sieht, dass ich ihn bemerkt habe. Das ist etwas Neues. Normalerweise versuchen die Menschen es zu verbergen, wenn sie einen anstarren. Mit einem tiefen Seufzer streife ich die Fäustlinge über. Ich wende mich von Isaac ab, mache den Rücken rund wie einen Schild und reibe die Finger gegen die Wolle. Meine Hände sind vor Kälte so empfindlich, dass ich die Fäustlinge erst ablege, als es mehr als fünfzehn Grad in der Hütte sind. Jetzt versuchen die Fingerstümpfe sich zu biegen, ich spüre es als Phantomschmerz an der Stelle, wo einmal die fehlenden Fingerspitzen gewesen sind.

Ich stehe auf, ziehe die Jacke an, nehme Gewehr und Rucksack und gehe hinaus. Draußen bläst der Nordpolwind, er kreist um die Hütte und läuft durch die Spalten des Penny. Auch wenn er heute schwach ist, fühlt er sich eiskalt an, wenn er die Haut trifft.

Der Brief, von dem mein Vater gesprochen hat, befindet sich immer noch im Rucksack, er kam an dem Vormittag, an dem ich von Helsinki abreiste. Ich steckte ihn in den Rucksack und vergaß ihn.

Jetzt nehme ich ihn heraus, schiebe einen Finger in die linke Ecke des Kuverts und reiße es auf. Es enthält eine Zeichnung auf dünnem weißem Karton und eine Nachricht auf Karopapier: Hallo Unni! Das hier habe ich auf dem Dachboden gefunden, als ich die Reuse suchte. Ich dachte, du hättest es vielleicht gern. Gute Reise! Wir sehen uns wieder! Viele Grüße, Papa.

Die Zeichnung ist mit Wachsmalkreide gemacht und eher grob. In der oberen rechten Ecke sieht man eine orange Sonne, die an den Rändern zerläuft. Unter der Sonne stehen zwei Figuren, ein Mädchen und ein Rentierkalb, beide lächeln. Das Kalb hat einen großen Kopf und kurze Beine und

als Augen kleine braune Punkte. Das Mädchen hat rote Hos en und ein blaues Shirt an, und sein Gesicht ist voller Sommersprossen. Der Himmel ist in der gleichen Farbe gemalt wie das Shirt. Am unteren Rand steht in Druckbuchstaben: »Martti und ich«.

Ich drehe die Zeichnung hin und her. Allmählich schmerzen die Finger wieder.

Die Welt auf diesem Bild ist so wirklich. Genau so erinnere ich mich an die Sommer meiner Kindheit: Im Mai erklomm die Sonne den Himmel und blieb dort oben, Martti schlief hinter dem Haus im Gras, und es war still, das Licht der Nächte spann uns ein wie ein Netz.

Als Kind war der Sommer mein Zuhause. Aber jedes Jahr kam der Herbst, unweigerlich und pünktlich, auf solche Dinge ist Verlass.

Ich würde jetzt lieber nicht an all das denken, aber hier herrschen ein ähnliches Licht und eine ähnliche Stille. Vom Meer her weht ein rauer Wind, er dringt durch die Kleider, und mit jeder Bö wächst der Phantomschmerz. Mir ist in allen meinen Welten kalt.

1984

Blass fällt das Licht auf den Hof, wandert über die südliche Wand und über Vaters Gesicht. Oder die Blässe liegt auf Wand und Gesicht, und das Licht ist ein ganz gewöhnliches. Meine Mutter lädt den Koffer ins Auto, schiebt die zusammengerollte Matratze dazu und befiehlt mir, einzusteigen. Ich öffne die Beifahrertür, meine Mutter dreht den Schlüssel im Zündschloss.

»Jetzt fahren wir also.«

Ich setze mich und schnalle mich an. Mein Vater steht am Rand des Hofs, ich sehe ihn durchs Heckfenster in der Lücke zwischen Lampenschirm und Toaster. Zwei hellgraue Eulenfalter sind auf der Scheibe zerquetscht worden. Ich winke ihm, aber er sieht es nicht, denn zwischen uns sind Gegenstände, die in ein Zuhause und Lebewesen, die in die Nacht gehören. Mein Vater lässt den Kopf hängen, auch die Arme hängen herab, es sieht aus, als zögen sie sich immer weiter in die Länge, der Erde entgegen. Ich möchte fragen, warum mein Vater so traurig aussieht, aber ich komme nicht dazu, meine Mutter fährt bereits rückwärts auf die Straße, und mein Vater wendet sich ab und macht sich auf den Weg in Richtung Fjäll.

Ich sehe zu, wie er zwischen den Birken verschwindet. Ich weiß, dass er über zwei Fjälls und ein Moor gehen wird, denn wenn er traurig ist, geht er weit. Wenn er über das Moor geht, tritt er auf das rote Moos und weicht dem hellgrünen aus und bleibt nicht stehen, um die Landschaft zu betrachten.

Auf der großen Straße fährt meine Mutter mit überhöhter Geschwindigkeit, das merke ich daran, dass das Auto an-

fängt zu hüpfen. Ich drücke das Gesicht ans Fenster. Bei diesem Tempo wird die Landschaft undeutlich. Ich puste einen Atemkreis auf die Scheibe und zeichne einen Vogel hinein.

Dann schließe ich die Augen, und als ich aufwache, sind in der Landschaft Bäume gewachsen.

Wir sind 1237 Kilometer nach Süden gefahren, sehe ich später auf der Karte.

Ich stehe im Dunkeln vor dem Haus, der Wind bläst mir ins Gesicht. Die Lichter gehen an, es duftet nach Fichtenharz.

»Komm deine Sachen holen!«, ruft meine Mutter.

Der Kofferraum geht mit dem vertrauten Knacken auf. Ich schultere den Rucksack, er ist abgewetzt und gelbgrün. Im Stillen hoffe ich, dass ich damit nicht in die Schule gehen muss.

»Mama, muss man die Schuhe ausziehen, wenn man ein leeres Haus betritt?«, frage ich an der Tür.

»Nein, das muss man nicht.«

Ich stelle den Rucksack im Wohnzimmer auf den Fußboden. Es riecht seltsam im Haus, vielleicht ist das der Geruch der Leere. Meine Mutter läuft hin und her, allmählich füllen sich die Zimmer mit Dingen, mit einem Geräusch geht die Matratzenrolle auf.

»In der ersten Nacht schlafen wir hier.«

Ich springe auf die Matratze und mache einen Purzelbaum.

»Mama, guck mal!«

»Gut, Unni.«

Ich mache zwei Purzelbäume vorwärts und einen rückwärts, einen vorwärts und zwei rückwärts. Die Matratze hat dunkelblaue Streifen, sie werden lila, wenn man sich schnell dreht. Ich stehe auf, nehme mehr Anlauf, mache zwei Rollen

hintereinander, die Matratze endet, die Fußsohlen knallen auf den Fußboden. Mir ist schwindlig.

»Mama, mir tut der Kopf weh.«

»Ist dir im Auto schlecht geworden?«

»Nein, erst jetzt.«

Meine Mutter wühlt in den Taschen, sucht nach einer Medikamentenpackung und nach dem Fahrtenmesser. Damit halbiert sie auf der Spüle eine Tablette. Das Metall quietscht, ich bekomme die heilere der beiden Hälften. Ich lege sie auf die Zunge und trinke Wasser direkt aus dem Hahn. Ein bitterer Brechreiz wird durch den Mund gespült, ich muss viermal schlucken. Inzwischen schüttelt meine Mutter ein Kissen aus einem Müllsack, bauscht es auf, sagt, ich solle mich hinlegen, und deckt mich zu. Die Decke ist schwer.

»Mama, warum hast du diese Bleidecke mitgenommen?«

»Was?«

»Die Bleidecke.«

»Das ist kein Blei.«

»Aber unter dieser Decke kommt man nicht mehr heraus.«

»Das brauchst du auch gar nicht.«

»Warum hast du die mitgenommen?«

»Ich weiß nicht. Wir können ja morgen eine neue kaufen.«

Ich versuche die Hände zu bewegen, aber ich bin von der Decke gefangen.

»Mama. Wo ist Ainu?«

Meine Mutter geht in den Flur, ein Reißverschluss wird geöffnet, dann raschelt eine Plastiktüte.

»Hier.« Meine Mutter schiebt den Plüschtier unter die Decke und bleibt bei mir, streicht mir übers Haar.

Sie hat lange Fingernägel, und wenn sie mich streichelt, spüre ich die Nägel auf der Kopfhaut, es sind harte Eisfuchs-krallen, auch wenn die Eisfuchse im Norden leben und wir

im Süden sind. Mir kommt etwas hoch, der Geschmack der Schmerztablette kehrt vom Magen zurück auf die Zunge. Und schon breche ich auf den Fußboden.

Meine Mutter holt Eimer und Lappen, dann bringt sie mir eine Kanne mit Wasser, einen Becher und die Zahnbürste. Ich trinke einen Becher Wasser, spüle den Geschmack des Erbrochenen weg und spucke das Zahnpulzwasser in die rote Schüssel, in der meiner Mutter normalerweise Teig knetet. Dann sinke ich auf die Matratze zurück.

»Versuch jetzt zu schlafen«, sagt meine Mutter und streckt die Hand aus.

Ich will nicht gestreichelt werden. Ich ziehe mir die Bleidecke über den Kopf und rolle mich darunter zusammen.

Nach Mitternacht wache ich auf. Ich habe mich von der Decke befreit, durchs Fenster strömt kühle Luft auf die Haut. Meine Mutter liegt mit offenem Mund auf der Matratze unter dem Fenster, aus ihrem Mund kommen Speichelbläschen und säuselnde Geräusche. Ich stehe auf, schwenke den Kopf von rechts nach links. Die Schmerzen sind weg. Dann nehme ich Ainu in den Arm, schleiche zur Tür und schlüpfe hinaus. Draußen ist es schon hell.

Zum Ufer ist es nicht weit. Hinter den Felsen liegt das Meer ausgebreitet da wie ein riesiger blauer Stoff. Zwischen den Felsen gibt es eine kleine Sandbucht. Ich setze mich in den Sand und schaue zu, wie sich das Wasser bewegt. Das Meer hat eine sonderbare Bewegung, es wogt hin und her, es hat keine Richtung. Ich frage mich, was passieren würde, wenn ich Ainu ins Wasser werfen würde. Würde sie mit den Wellen zu mir zurückkommen?

Der Fluss hat eine Richtung. Er mündet ins Polarmeer, hat mir mein Vater einmal erzählt.

Ich denke zuerst an den Fluss. An die Sandinseln und die Steine auf seinem Grund, an das Ausrutschen auf den Steinen und an das glucksende Wasser in den Gummistiefeln, an die flachen Stellen, an denen das Wasser schnell fließt und weiß wird. Dann denke ich ans Moor, an die Moltebeerblüten, an das bunte Moos, an die kleinen schwarzen Käfer und das weiße Wollgras, an die lauten Goldregenpfeifer, die wie ein S aussehen, wenn man sie gegen die Sonne betrachtet. Schließlich denke ich ans Fjäll, an die Muster der Steinflechten und an die weißgelben Windröschen, an den Ruf des Raufußbusards und an die Spuren im Schnee.

Ich lege mich im Sand auf den Rücken, setze mir Ainu auf den Bauch und zeige ihr: Der Himmel ist derselbe.

Dann ziehe ich die Schuhe aus: Auch der Sand ist gleich.

Ich atme ein und aus, bewege die Arme wie Flossen: Die Luft ist dieselbe.

Ich stehe auf, klettere auf die Felsen und versuche möglichst weit zu sehen, bis zum Rand von Meer und Land. Der Rand ist gebogen, ganz anders als der Rand, den man vom Fjäll aus sieht.

Ich klaube einen Zapfen von der Erde auf, hebe ihn hoch über den Kopf und lasse los. Der Zapfen dreht sich in der Luft und fällt mir vor die Füße.

Die Erdanziehungskraft ist dieselbe.

Ich gehe auf der Straße neben meiner Mutter her. In der Hand halte ich ganz fest die Katzenaufkleber, die ich am neuen Arbeitsplatz meiner Mutter im Gesundheitszentrum geschenkt bekommen habe.

»Tut dir der Kopf noch weh?«, fragt meine Mutter.

»Nicht mehr.«

»Das kam wahrscheinlich von der langen Fahrt.«

»Ja. Aber Mama.«

»Na?«

»Können wir nicht wieder zurückfahren? Oder ich kann alleine fahren. Von Rovaniemi aus kommt man mit dem Postbus hin.«

»Unni, was soll das?«

»Es macht nichts, wenn mir der Kopf wehtut, solange ich nur wieder nach Hause komme.«

Meine Mutter sagt nichts, sie nimmt nur meine Hand und streichelt sie. Ich versuche loszukommen, aber meine Mutter hält mich fest.

»Am Anfang sind Umzüge immer furchtbar schwer«, sagt sie. »Aber dann, bevor man es selber merkt, wird das Fremde vertraut und normal. Man gewöhnt sich an alles.«

Ich frage mich, was passiert, wenn man sich nicht gewöhnt. Ich weiß noch, dass meine Mutter genau das einmal zu meinem Vater gesagt hat: Du wirst dich schon daran gewöhnen.

»An so etwas kann man sich nicht gewöhnen«, hat mein Vater geantwortet.

»Doch. Man gewöhnt sich an alles.«

»Nein. Du verstehst das nicht. Ich bin ein Teil dieses Landes.«

»Hör auf, so dramatisch zu sein.«

»Aber es stimmt. Ich existiere nirgendwo anders als hier.«

»Nicht einmal zusammen mit uns? Auch da würdest du aufhören zu existieren, ja?«

»Du verstehst es nicht.«

»Nein, ich verstehe es wirklich nicht.«

Ich lag im Bett auf dem Rücken und schaukelte Ainu auf meinem Bauch. Ich betrachtete den Strahl der Abendsonne,

der durch den Vorhangspalt fiel, hörte, wie meine Mutter durchs Zimmer ging, dabei fest mit den Fersen auftrat.

»Vielleicht würde es dir guttun, wegzugehen.«

»Und inwiefern bitte?«, fragte mein Vater.

»Dann würdest du mal etwas anderes sehen als dieses Dorf. Etwas anderes als ... Vielleicht würdest du an einem neuen Ort endlich aufhören, über der Vergangenheit zu brüten.«

Mehr hörte ich nicht, Glas klirrte, mein Vater hatte das Fenster geöffnet, etwas flog hinaus.

»Das hier ist der beste Ort auf der Welt«, hörte ich ihn schreien. »Wenn du das nicht begreifst, dann geh!«

Wir gehen an einem Park entlang. Im Park wachsen bunte Blumen in Reihen, und in der Mitte ist ein Springbrunnen. Das Wasser darin schäumt wie das Haarwaschwasser auf dem Fußboden in der Sauna, bevor es in dem kleinen Schlitz verschwindet.

»Jetzt gehen wir dir neue Kleider kaufen«, sagt meine Mutter und zieht mich hinter sich her.

Wir überqueren einen Zebrastreifen, stehen vor einem hohen Gebäude. Schiebetüren öffnen sich vor uns. Drinnen riecht es wie in unserem neuen Zuhause, seltsam und ein bisschen stechend, aber trotzdem nicht schlecht. Ich gehe im Geschäft umher, streichle rote Flauschpullover und fahre mit den Fingern über Cordhosen. Neben den Hosen liegen Rucksäcke in einem Korb. Ich muss an meinen alten gelb-grünen Rucksack denken, und mir dreht sich der Magen um.

»Sind die gut?«, fragt meine Mutter. Sie hält mir eine braune Jacke und hellblaue Jeans hin.

»Ja, bestimmt.«

Ich zeige ihr einen Rucksack mit dünnen Trageriemen und

einem aufgedruckten Bild aus Plastik. Auf dem Bild fliegt eine weiße Gans am blauen Himmelszelt, auf ihrem Rücken sitzt ein kleiner Junge.

»Kriege ich den?«

»Ja.«

»Kriege ich auch ein Mäppchen? So eines mit Magnetverschluss.«

»Das holen wir gleich. Probier zuerst die hier an.«

Ich gehe hinter den Vorhang der Umkleidekabine, ziehe die Jeans und die Jacke an und betrachte mich im hellen Licht in dem großen Spiegel. Ich drehe mich hin und her und versuche zu sehen, wie ich von hinten und von der Seite aussehe, und da kommt mir der Gedanke zum ersten Mal. Ich frage mich, wie ich wohl in den Augen der anderen Kinder aussehen mag, morgen in der Schule.

Wir gehen in einen Supermarkt, dort bekomme ich ein Magnetmäppchen mit rosa und gelben Streifen. Dann fahren wir nach Hause. Meine Mutter parkt am Rand des Grundstücks, geht über das Pflaster und verschwindet mit den Einkaufstüten im Haus. Ich bleibe neben dem Auto stehen. Der Hof, der bei unserer Abfahrt leer war, ist jetzt voller Kinder.

Im Sandkasten sitzt ein Baby, dem ein Rotz-Jojo aus der Nase hängt. Seine Kleider sind schmutzig, die Schaufel, die es in der Hand hat, ist halbvoll mit Sand. Am Klettergerüst baumelt ein blondes Mädchen mit dem Kopf nach unten. In seinem Gesicht staut sich das Blut, die Haut hat rote Flecken. Zwei Jungen, die sich ähneln, stehen mitten in einer Pfütze, beide haben gestreifte Gummistiefel und die gleichen T-Shirts an. Alle drehen sich zu mir um.

Ich trete einen Schritt näher. Die Schuhe schlürfen Wasser, die Füße werden schwer.

Vier Kinder, acht Augen, die mich anstarren.

Das habe ich schnell ausgerechnet, indem ich vier mit zwei malgenommen habe.

»Ich heiße Unni«, sage ich, aber es kommt so leise heraus, dass sie es nicht hören. Sie starren mich nur an.

Noch nie hat mich jemand so angeschaut. Bis dahin haben mich Mama und Papa und Oma und Opa, Tanten und Onkel und die Kinder aus der Nachbarschaft angeguckt, und draußen die kleinen Vögel, am Fluss die Tauchvögel und in den Fjälls die Füchse, Greifvögel und Rentiere, und die wissen alle, wer ich bin und woher ich komme.

Ich gehe ein Stück näher heran.

»Wir sind gestern hier eingezogen«, sage ich. »Ich habe einen neuen Rucksack«, füge ich hinzu und halte den Rucksack wie einen Schild vor mich.

Die Erde saugt an den Füßen, Flusswasser überspült meine Augen. Das blonde Mädchen zuckt mit den Schultern, es ist jetzt richtig herum. Die Zwillinge rennen los. Das Baby zeigt mit dem Finger auf mich und lacht.

Meine Mutter steht auf der Treppe, sie fragt, wo ich bleibe.

»Wir kommen von ziemlich weit her, wir sind den ganzen Tag mit dem Auto gefahren, wirklich den ganzen Tag«, versuche ich es noch einmal.

Das blonde Mädchen lässt sich nach hinten fallen, seine Haare wischen über den Boden. Das Baby bohrt in der Nase. Die Zwillinge schaukeln in Autoreifen, die Füße zum Himmel gereckt.

Niemand reagiert. Niemand starrt mich mehr an.

Meine Füße lösen sich von der Erde. Libellen rascheln in meinen Ohren.

Ich renne ins Haus, die Kinder rufen mir etwas nach. Ich schließe die Wohnungstür ab und rolle mich unter der Bleidecke zusammen.

Am nächsten Tag stehe ich in der braunen Herbstjacke auf dem Schulhof, mit dem Nils-Holgersson-Rucksack auf dem Rücken, dem Magnetmäppchen im Rucksack.

Ich habe einen flauen Magen, schnelle Beine und in der Tasche eine Packung Schmerztabletten. Ich habe einen neuen Rucksack, ein neues Mäppchen, eine neue Jacke, ein neues Leben und neue Ängste.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

© 2025 mareverlag GmbH & Co. oHG,
Pickhuben 2, 20457 Hamburg
Umschlaggestaltung
Nadja Zobel, Petra Koßmann / mareverlag
Umschlagabbildung Gerhard Rießbeck
Typografie Iris Farnschläder / mareverlag
ISBN 978-3-86648-742-0



www.mare.de

Kontaktadresse nach EU-Sicherheitsverordnung:
produktsicherheit@mare.de

